

Philippe Claudel: Monsieur Linh und die Gabe der Hoffnung

Roman. Aus dem Französischen von Christiane Seiler. Kindler Verlag, Reinbek 2006.

Der Alte, die Kleine und der Dicke

(*bu*) Seit dem Erscheinen von „Die grauen Seelen“ (2004) ist der Name Philippe Claudel auch im deutschsprachigen Raum ein Begriff. In seinem jüngsten Roman „Monsieur Linh oder die Gabe der Hoffnung“ führt uns der 44-jährige Schriftsteller nun nicht mehr zurück ins Frankreich des Ersten Weltkriegs, sondern an einen zeitlosen Ort im asiatischen Raum. Wiederum wütet der Krieg, und Monsieur Linh, dessen Dorf ebenso ausgelöscht wurde wie sein Sohn und dessen Frau, flieht zusammen mit der sechs Wochen alten Sang diû übers Meer in ein anderes Land, das für ihn zunächst geruchlos bleibt, gesichtslos auch; die Menschen, ihre Sprache und Gepflogenheiten sind ihm fremd. Doch der alte Mann will durchhalten, seiner Enkelin zuliebe – dem Säugling gilt all seine Aufmerksamkeit.

Monsieur Linh und die Kleine kommen in ein Auffanglager, wo sie mit zwei Familien einen Raum teilen müssen. Von Anfang an begegnen ihm seine Landsleute mit Ablehnung, doch die Frauen sind verpflichtet, ihn zu ernähren – „die Tradition will es so“. Freundschaft schließt der Alte einzig zu Monsieur Bark, einem dicken Mann, dessen Bekanntschaft er zufällig auf einer Bank macht. Die beiden unterhalten sich – genauer: Bark spricht, Linh hört zu –, ohne dass der eine die Sprache des andern verstünde.

Claudel freilich wechselt die Sprache nicht, das heißt: Der Leser folgt sowohl den Gedanken von Linh wie den Worten Barks und verfügt schnell über einen Wissensvorsprung gegenüber den beiden Figuren. Zweifellos ist dieser erzählerische Kniff nicht neu, doch versteht es dieser französische Autor auch, die gegenseitige Annäherung der beiden Männer plausibel zu schildern; selbst dann, als Bark seinem Freund gesteht, dass er einst als junger Soldat in dessen Heimat war.

Als Monsieur Linh gegen seinen Willen in ein Heim umquartiert wird, beginnt für ihn und Sang diû eine harte Zeit. Unter lauter Greisen, Debilen und Verrückten versucht er sich erneut einzurichten, sich den Umständen anzupassen, auch wenn ihn die Trennung von Bark schmerzt – es ergab sich keine Gelegenheit, den Freund über die Versetzung zu informieren. Bald merkt Linh, dass er nicht nur in ein Heim verbracht wurde, sondern in eine geschlossene Anstalt, aus der ihm dann aber beim zweiten Versuch die Flucht gelingt. Nach langem Fußmarsch, größten Zweifeln und einigen Zwischenfällen findet er zurück an den Ort, wo sich die geliebte Bank befindet, auf dieser auch tatsächlich sein dicker Freund sitzt und wartet. Völlig entkräftet und nur noch Augen für Bark überquert er mit Sang diû im Arm die Straße – und wird prompt von einem Auto erfasst.

Philippe Claudel hat erneut eine todtraurige und zugleich bitterböse Geschichte geschrieben, deren Ausmaße sich freilich erst gegen Ende des Romans erkennen lassen – denn nicht nur der Leser hat einen Wissensvorsprung gegenüber den Figuren, auch der Autor hat einen solchen Vorsprung – gegenüber dem Leser (mehr sei an dieser Stelle nicht verraten). Es sind fraglos die Verheerungen menschlicher Schicksale, die es Claudel angetan haben, diese nachzuzeichnen ihm wie nur Wenigen gelingt; exemplarisch, was die Figuren betrifft, allegorisch hinsichtlich dieses fast schon schwarzen Romans.

Nicht nachvollziehbar allerdings ist die Entscheidung des Verlags, den Originaltitel „La petite fille de Monsieur Linh“ nicht eins zu eins zu übersetzen, noch irreführender ist die Gestaltung des Umschlags. In der Kombination schlagen einem Pathos und Kitsch entgegen – als wolle der Verlag seine zynische Ader unter Beweis stellen oder ein rosasilafarbenes Märchen an die Frau beziehungsweise den Mann bringen. Weit gefehlt!